XIX. Jahrg. Berlin, den 7. Januar 1911. Nr. 15.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**



Berlin, den 7. Januar 1911.

Anglia.

Hat das britische Weltreich, wie das römische einst, drei Stände und ist ein Peer von England so mächtig, der Volksmasse so lästig wie ein Senator im Rom der Caesaren? Unter den Kaisern war der Erste Stand auf den wichtigsten Gebieten privilegirt. Ihm Angehörige durften nicht gekreuzigt, weder zu Gladiatorenkämpfen noch zu Thierhetzen in den Circus geschickt, nicht gepeitscht, gefoltert, zu Zwangsarbeit verurtheilt werden. Sie mußten den Kaiser, der princeps senatus war, anerkennen und konnten ihn absetzen; waren seine Pairs (ὁμότιμοι) und durften sich nur dieser Wesensgleichheit nicht allzu laut rühmen. Augustus wollte auf dem schwer zu schleifenden Wall solcher Vorrechte nur die Häupter der alten Familien dulden, deren Ahnen schon in kurulischen Aemtern gesessen hatten; doch wurden, weil die von der nobility zu stellende Ersatzreserve sich als zu klein erwies, immer wieder neue Männer von den Kaisern zugewählt, sogar aus dem Dritten Stand (wie Curtius Rufus, von dem Tiberius sagte, er scheine nur von sich selbst abzustammen). Von Haß oder Neid hatte der Adel noch kaum zu leiden; wer das Atrium mit Ahnenbildern schmücken konnte, war höher geachtet als der von solchem Recht Ausgeschlossene und Tacitus nennt unter den Vorzügen der ersten tiberischen Regierungszeit, daß der Kaiser bei der Verleihung von Ehrenstellen den Adel begünstigt habe. Die Senatoren waren meist reiche Leute, deren Einkommen in die Millionen stieg und die ungemein große Grund-

besitzstücke zusammenballten. Offenbar, sagt Friedlaender, „war es gewöhnlich, sich in verschiedenen Landschaften zugleich anzukaufen, so daß niemals alle Erträge der selben Ungunst der Witterung ausgesetzt waren, man Klima und Aufenthalt oft wechseln und auch auf der Reise zu Hause sein konnte; schon in der Zeit des Horaz waren ohne Zweifel nicht selten sardinische Kornfluren, Bienenstöcke in Kalabrien, Viehtriften dort und im cisalpinischen Gallien, tausend Morgen falernischen Weinlandes und Landsitze an den Ufern des Liris in einem Besitz vereint; wie ein Jahrhundert später parmensische Heerden (die jährlich sechshunderttausend Sesterzen eintragen konnten), Güter in Etrurien, die von unzähligen, in Ketten arbeitenden Sklaven bebaut wurden, apulische Gefilde, setinische Weinberge und Besitzungen bei dem durch seine Bienenzucht berühmten Hybla in Sizilien." In Rom hatten die Senatoren Paläste und Gärten, auf deren Bodenfläche ein kleines Volk hausen konnte, an den schönsten Buchten und Seen Villen, überall große Schaaren, die, Sklaven und Freigelassene, der Hausmacht die Wächter und Diener und, wenns nöthig wurde, das Heer stellten. Diese Pairie konnte mit den Kaisern als mit Gleichen verkehren. Der Glanz solcher königlichen Existenz erblich erst, seit, nach Neros Tagen, neue, aus den Provinzen heraufgekommene Männer die Plätze der verarmten oder ausgestorbenen Familien erklettert hatten und auf der Zinne der Gesellschaft die in der Enge angewöhnte Lebenssitte einbürgerten. Doch darf man nicht wähnen, ihre Daseinsart habe der unserer Millionäre geglichen, die ein Automobil, ein Landhaus, drei Diener haben und dreimal im Jahr, nach einer Fahrt im reservirten Coupé Erster Klasse, ein paar Wochen lang in irgendeinem Luxushotel wohnen. Daneben scheint noch die Nachblüthe senatorischer Kapitalmacht so üppig wie neben einem Kornblümchen ein Tropengewächs. „Der senatorische Census von einer Million Sesterzen (ungefähr 217500 Mark) war ein Minimalansatz, der vielleicht zum standgemäßen Leben eines Einzelnen, aber nicht einer ganzen Familie ausreichte. Die Senatoren waren allen Blicken ausgesetzt, so daß sie unmöglich die großen und mannichfachen Ansprüche, die von allen Seiten an sie gemacht wurden, umgehen konnten, ohne gegen die Oeffentliche Meinung zu verstoßen. Und einen noch größeren Aufwand erforderte die Laufbahn der senatorischen Ehrenämter, haupt-

sächlich wegen der dabei zu veranstaltenden Spiele." Dabei war den Senatoren die Möglichkeit des Gelderwerbes nicht nur durch die Ueberhäufung mit Amtspflichten, die einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit forderten, sondern auch durch besondere Vorschriften beschränkt. Sie durften nicht Zollpächter sein, kein Schiff halten, das mehr als zwölf Tonnen faßte, noch sich in Geschäfte einlassen, die nach Spekulation rochen und die Kastenwürde morgen besudeln konnten. Was blieb? Die Vergoldung des Atriumschmuckes mit der Habe einer heimgeführten Frau (für einen „breiten Purpurstreifen" gabs immer eine Fülle reicher Mädchen zur Auswahl) und die behutsame Umgehung der Gesetze. Das Imperium streckte sich weithin und irgendwo war stets eine gute Gelegenheit zu einträglichem Geldgeschäft oder zur Betheiligung an einer sicher rentirenden Handelsgesellschaft; der schützende Deckname wurde von Freigelassenen oder Sklaven genommen: und der Nachweis unstatthafter Geschäftsführung war dann nicht leicht. Der Haupttheil des Senatorenvermögens blieb aber in Grund- und Sklavenbesitz angelegt. Die Sklaven trieben für des Herrn Rechnung Gewerbe und Handwerke aller Art oder wurden anderen Unternehmern vermiethet. „Auch die Kapitalanlage in Grundbesitz führte zu industriellen und kaufmännischen Unternehmungen, wenn Sandsteingruben, Bergwerke, Ziegeleien, Töpfereien und andere Fabriken auf den Gütern eingerichtet werden konnten. Namentlich die Fabrikation grober Thonwaaren war ein Geschäft der großen Grundbesitzer; die Kaiser selbst und Mitglieder der kaiserlichen Familie, auch die höchsten Damen zogen große Einnahmen aus dem Betrieb von Ziegeleien. Aber auch andere Fabrikationen der verschiedensten Art wurden auf den Gütern betrieben. Kaiser Pertinax erweiterte als Konsular eine Filzfabrik in Ligurien, die er von seinem Vater geerbt hatte, durch den Ankauf großer Grundstücke und den Bau vieler neuen Fabrikstätten. Besitzer, deren Güter an große Landstraßen stießen, errichteten dort Gastwirthschaften und erwirkten manchmal vom Senat die Erlaubniß, auf ihren Ländereien Messen und Märkte abhalten zu lassen." Zu diesen (sichtbaren und unsichtbaren) Erwerbsquellen kamen andere, über die der Staat verfügte: im Heer und in der Verwaltung, in Rom und in den Provinzen standen dem Adeligen Thüren offen, die auch den ärmlich begabten in gut bezahlte Aemter ein-

ließen; und über die skrupellose Art, in der, besonders in Afrika, mancher Mann senatorischen Ranges sich auf solchem Posten zu bereichern verstand, hat die Geschichte auf vielen Blättern erzählt. Allmählich wurde der Kreis der Vorrechte zu weit. Großgrundbesitz und Großkapitalismus, Sklavenheere und Pfründenhäufung: solches Privilegium mußte schließlich Haß säen. Und die Saat mußte um so schneller aufgehen, je mehr Neulinge, die durch Gunst, Geschäfts- oder Ehespekulation auf die Höhe gelangt waren, die Vertreter der ehrwürdigen, vom Glanz rühmlicher Familienerinnerung umstrahlten Geschlechter ablösten und ringsum die Erkenntniß keimte, daß die Ueberfülle des Grundbesitzes in wenigen Händen dem Römerreich eines Tages zur Gefahr werden könne.

Wer diese Entwickelung dem Werden englischer Zustände vergleichen will, muß das Auge zuvor auf weite Reisen schicken; muß, rückwärts über die Kaiserzeit hinwegblickend, die gracchischen Kämpfe und Gesetze, den langen Hader der Popularen gegen die Optimaten betrachten und von der Constitutio Antoniniana bis zum Ausbau des konstantinischen Beamtenstaates Roms Geschichte bis in die Winkel durchforschen. Heute genügt ein rascher Blick auf die Lebenshaltung des Römers, den der bis ans Schienbein mit schwarzen Riemen gebundene Schuh und der breite Purpurstreif an der Tunika als senatorischem Rang Angehörigen erwies. Mancher Peer von England hat sich in ähnlichem Glanz gesonnt; nicht einer hat, seit das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verstrichen ist, die Machtmöglichkeit eines Lentulus, Calpurnius Piso oder des Julius Agricola erreicht, der Britanien und Südschottland dem Caesar unterwarf. Der Allmacht kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichen Vorstellungen ruhenden Gebild gestützter Adel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Joch aufzwingen. Und dieser klerikal-feudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholikenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tories, nicht ausbiegen konnten, weil die Reden O'Connells sonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zum Abfall vom Reich getrieben hätten. Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilegien, wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. Das

Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie im Preußen Wilhelms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet; und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden. Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaaren strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch im Parlament, das durch seinen Ministerium genannten Ausschuß England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König oder mächtigen Adelshäuptern nach willkürlicher Laune vergeben und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich gegen den heimlichen Zwang zu politischer Hörigkeit; will aus verbrämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß er an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins, ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patriotismus nicht zu dauern vermag. Chatham, Wilkes, Pitt sahen ihre Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstsucht scheitern; die nomination boroughs, deren Mandat der Begünstigte als Beute heimtrug, blieben in ungeschmälerter Macht und Industriestädte, deren Marktgewalt einer Welt gebot, Kapitalscentren wie Manchester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Vertreter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend derbe „Matrosenkönig“ merkt schneller als sein weltfremder Bruder, woher der Wind weht. Julirevolution in Frankreich. Ueberall sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder jung scheinende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einem Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie achtzig Jahre später Lloyd George). Die Französische Republik wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. „Seht, frei ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird mit uns gehn, Polen soll auferstehn!“ In den Arbeiterklubs und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text

helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der durch die Dampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vorwärtsgestoßenen Wirthschaft. Die Wahlschlacht bringt den Whigs den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und John Russell legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt. Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King William springt in einen Miethwagen, um die in Westminster versammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekretes warten zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Widerstand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung des Königs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen Peersschub den Ansehensrest der Ersten Kammer vernichten, wenn die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der entscheidenden Abstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Juni 1832 wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten boroughs, fast sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterzahlen gesichert; die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich, die Mittelklassen, die Männer der nouvelles couches dürfen und können beim Reichsgeschäft mitarbeiten und das Unterhaus, in dem drei Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grundadel nach unumschränktem Belieben verschenkt worden waren, wird einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr die oranische, für Selbstregirung eintretende Adelspartei; sie waren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur Ordnung des jungen Fabrikbetriebes zu machen. Was Hegel in der Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit geworden: im Sommer 1832 hat die Demokratie auf britischem Boden in einer Hauptschlacht gesiegt und die Macht des Erbadels in ihren Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu schicken, das Rettbare zu retten und auf helleres Wetter zu warten.

Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuen Haß eintrugen, hat dieser Adel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Juden Benjamin D'Israeli ist ihm, wie den preußischen Junkern in Gems Sohn Friedrich Julius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb Bismarck 1856: „D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist

den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch; aber wo er hinstößt, weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neutralisiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik dieser mächtigen Nation schaltet Palmerston wie ein zorniger alter Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld verspielt hat." Doch die Geschichte hat dieses Vorurtheil revidirt und aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells, D'Israelis und Gladstones Wahlreformen den Nasenring der Oligarchie gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unterhaus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volksstimmung; das Oberhaus, der Erbsitz des Adels, blieb, wie es gewesen war, seit die ersten königlichen Writs die Grundherren zur Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen guten und vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantastbarem Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und anderer Zeit freilich mit geringerer Macht und unter strengerer Aufsicht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Jahrhunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kontinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben, seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen war, erzählte er: „In den Städten zu wohnen, gilt hier als des Adels unwürdig. Die Edelleute leben auf ihren Gütern, zwischen Wäldern und Weideflächen, und meiden das Gedräng der Stadt. Dabei sind sie der Sucht nach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reichsten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen." So wars im ersten Drittel des fünfzehnten Jihrhunderts; unter Heinrich dem Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den französischen Thron sicherte. Ungefähr so ists noch heute; der Schwarm der „Peers aus dem Hinterwald" hat unter Eduard dem Siebenten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere Schaar der barones regni. Sie kommen nicht ganz so selten in die Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind wäh-

rend der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alhambra, bei Haendelkonzerten und im Hyde Park, manchmal sogar im Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein Halbdutzend Lords, zwischen dunklen Holztäfelungen und vergoldetem Gotenhausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauderton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem country seat, wo die Ahnen lebten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zur Jagd, zu Golf, Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder den Beamtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die pares ihrer Könige. An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen. Schon vor fünfzig Jahren wurde den Herzogen von Richmond, Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne auf einem schnellen Pferd in grader Linie dreiunddreißig Stunden lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von Westminster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und der Strandbezirk soll dem Herzog von Norfolk alljährlich mehr als eine Million Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reichthum; nicht senatorische Ueberhebung und Abschließung von der Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesammtheit, seinen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, ein Ausbeuterrecht zuerkannt und dem gewandelten Bedürfniß einer neuen Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Beispiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten gezeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissensschwindel der fettsten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl dankt ihre Geldmacht geschäftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der sichtbarste Theil unseres Grundadels that, der Evolution, die dem Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie als Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, statt über das rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht, das schrille Geräusch der Arbeiterbewegung zu flennen, den Segen der Zunftzeit und des Ständewesens zu preisen und an einen aus-

sichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkaufleuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefährlich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde und sie fast überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen, wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht, wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Junker, der sein Leben lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aberglauben umstricken, aller Handel sei pfiffig organisirter Betrug. Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte, wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der nobility morsch wurden, die Goldleisten ihrer Einlaßportale sich lockerten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten. Bald saßen auf den Plätzen der barones majores Brauer, Spinner, Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peerage und beerage, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. Und die südafrikanischen Goldfunde bewirkten eine Umpflügung der Oberschicht.

Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leistung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war, wurden lästig; im British Empire wie im engeren Imperium Romanum. Weil der Adel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast überall für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oder Diplomaten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Erwerb neuen Familienruhmes bietet. So oft die Peers die Gentry-vertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expansive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Den Briten dünkt der Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein und Frohnatur erlauben ihm, ohne Scheelsucht auf den Reicheren zu blicken. Der hats besser; aber ganz schlecht hats, mit auskömmlichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch der einfache Mann nicht. Und Rangordnung muß schließlich sein; wie im Haus, so im Staat. Der braucht eine Herrenklasse. Unabhängige, nicht von des Lebens Noth gebundene und gefurchte Männer, die eine fleckloſe Familientradition das Befehlen und Verwalten in

großem Stil gelehrt hat und deren Stammbaum tief in die Heimath-erde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden auf Hochschulen, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erinnerung geweihten Stille alter Herrenhäuser erzogen. So denkt der Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig sah; ist auf ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen Munde das Kommando schallt. Warum nicht? Ein tüchtiger Kerl; hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus seinem Dienst scheuchen würde; behandelt den Pferdeputzer, dessen Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der Leistung seiner Ahnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohlthäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute, Bauern und Hintersassen verdient gemacht haben. Noch im England der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfehlung gleichen Eigenthums kein Gehör erlangt. Häuschen, Feldchen, Gärtchen, alle von gleichem Umfang, sauber und klein, Jeder seines Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht aufgenommen. Ihr Land wäre verhäßlicht, ihr Staatsgeschäft schlecht besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starke Männer nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse einfühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Burenkrieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo sind denn die Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggänger, die reiche Judenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathet haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern. Was unter der Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Vaal erlebt. Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einem Herzog verwandt ist, kann ohne jedes Talent in hohe Staatsstellen hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die Lloyd George und Burns ihre Aemter nicht besser aus als irgend ein Duke oder Marquis, der nach den Fußballstrapazen bei Whisky und Soda über Politik schwatzt? Langsam wandelt sich, unter der Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspru-

ches, die Stimmung. Von fremdem Boden ist für's Erste nichts Rechtes mehr zu holen. Flotte und Heer kosten im Jahr beinahe zwei Milliarden Mark; dazu kommt bald eine Viertelmilliarde für die Arbeiterversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue Steuerlast und haben im House of Lords ihre Schützersippe. Heute wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell-Gladstone, trotz dem Aufwand für die Wehrmacht die Steuern verringern. Damals lasen die Londoner auf der Brust und dem Rücken gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt angethan haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich, nach D'Israelis bösem Witz, am Wohlklang der eigenen Rede berauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterne Barrister Asquith wagen. „Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung theilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie." Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen; wieder zieht eine den Lords feindliche Mehrheit ins gotische Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.

Zum zweiten Mal im Zeitraum eines Jahres fast genau die selbe Mehrheit. Um zu ermessen, wie fremd den Briten, noch heute, die grimmige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen, was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf wider die Konservativen und das Herrenhaus riefen und alle Amtsinstanzen gegen sie wirken hießen. Die Junker, deren historische Leistung für den Staat doch gewiß nicht unbeträchtlicher ist als die der nobility, könnten mit Mühe und Noth ein Dutzend Landtagssitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill und Lloyd George die Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Hohlköpfe, Volksfeinde denunzirt! Gegen sie, denen das neue Grundsteuergesetz den Boden unter den Füßen wegziehen sollte, blieb kein Demagogenmittel unversucht. Dennoch kehren die Vertreter der Oberhausrechte, die Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der Auflösung waren, und können auf die Thatsache pochen, daß sie,

seit um das Peersrecht gefochten wird, in einem Jahrhundertund-fünf neue Mandate gewonnen haben. Von einer zornigen Erhebung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den Wurzeln der Volksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons von Montfort und des vom ersten Eduard berufenen Model Parliament im Wesentlichen kaum verändert; ist noch immer den Adelshäuptern und den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Und wird von dem Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken dennoch, selbst wenn die Regirung dazu aufruft, nicht zu rascher Zertrümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich morgen nur für Homerule zu erklären: und könnten dann sogar einen Theil ihres Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen kann Herr Asquith nichts gegen sie; und die Iren hätten, wenn ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagenden Parlament, zugestanden wäre, als konservative Landleute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Diese Gewißheit könnte einem genialen Staatsmann der Toryparteiden Weg in ein sonniges Thal weisen, wo noch vor Wintersende neues Heil erblühen mag. Solcher Staatsmann fehlt ihr. Chamberlain (der ihr nicht angehört, nur seit Gladstones Homeruleplan verbündet ist) ringt, ein siecher Greis, um sein Leben und unter den Jüngeren ist manches reisige Talent, doch kein Genie sichtbar. Talente freilich, die unserem Adel zu wünschen wären. Dessen bester Mann, Herr Ernst von Heydebrand, sagte im Herbst (öffentlich, nicht im Kämmerchen der Getreuen), die Konservative Partei müsse sich auf die Landwirthschaftbezirke, die kleineren und mittleren Städte beschränken, weil sie bis zu der Höhe freiheitlicher Entwickelung, die in den Industriestädten gefordert werde, sich einstweilen noch nicht aufschwingen könne. Nie hätte ein Toryführer so gesprochen; nie nur daran gedacht, dem Gegner die Berufung auf die großen Zeichen der Zeit zu überlassen und vor der Nation zu gestehen, daß seine Partei in die neue Kulturform nicht passe und sich deshalb mit der Wahrung veraltender Machtnormen begnügen müsse. Arthur James Balfour, ein Cecil, hat sich in der londoner City, ohne zu heucheln, einen Demokraten genannt. Und wenn die Politik der Tories rückständig geblieben wäre, hätten sie sich nicht

dem Kommando eines Eisenwaarenfabrikanten aus Birmingham gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichsten Bankiers gesichert. Die Zeit ist vorbei, von der Treitschke schrieb: „Unter den Tories überwog stets das Landinteresse, während die Whigs das Geldinteresse der großen Städte berücksichtigen mußten." Und auch seine Prophezeiung braucht drum nicht Wirklichkeit zu werden: „Eine unhemmbare radikale Bewegung scheint zu abermaliger Erweiterung des Stimmrechts, zur Vernichtung des Oberhauses und der Staatskirche zu führen und bei der tiefen Ohnmacht der Krone wird sich das verlorene Gleichgewicht des Staates kaum ohne schwere soziale Kämpfe wiederherstellen. Die Tage der Aristokratie scheinen gezählt und mit ihr versinken die beiden großen Parteien, die nur auf aristokratischem Boden gedeihen konnten." Vierzig Jahre sind seitdem vergangen: und im Dezember 1910 hat die Stadt London, die Citadelle des britischen Welthandels, einunddreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.

Aus einer Oligarchie, die selbst dem für mittelalterlichen Hausschmuck schwärmenden Auge des Altengländers eine Entstellung der Reichsfassade scheint, sehnt die Mehrheit der Briten sich in eine Demokratie, wie Balfour sie meint: eine, die dem Adel jedes noch erträgliche Recht läßt und das Land gegen die Herrschaft besitzloser Massen sichert (dem doktrinären Anspruch festländischer „Volksfreunde" also nicht genügen würde). Daß im Oberhaus fünfhundert Konservative jeden Beschluß einer liberalen Mehrheit unwirksam machen, dem stärksten Whigministerium den Willenskanal verstopfen können, wäre vielleicht noch länger geduldet worden, wenn England nicht erstens Geld, zweitens Frieden mit Irland brauchte. Geld: weil Rüstung und Sozialpolitik ungeheure Summen fordern; Frieden mit Irland: weil nur er eine haltbare Freundschaft mit den Vereinigten Staaten vorbereiten kann. Das Wahlplakat der Tories, das Herrn Asquith als vor dem Schalltrichter des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn, des Irenführers Redmond, lauschenden Hund zeigte, sprach nur halbe Wahrheit; Allen bekannte: daß die Liberalen sich seit einem Jahr nur mit irischer Hilfe hielten und als Entgelt Homerule versprochen hatten. Ein Plakat, auf dem die andere Hälfte der Wahrheit zu sehen gewesen wäre, hätte den Nationalstolz zu arg gekränkt. Als John Redmond mit den für den irischen Wahlfonds in den United States und in Kanada gesammelten fünfhunderttausend Dollars

heimkam, ankerte an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne Riesenkähne den blinden Briten lehren mußten, daß auch hinter dem Atlantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind. In der Neuen Welt ist das irish people sehr mächtig; erst wenn Irland sich selbst regirt (und die keltischen Katholiken klug genug sind, das Protestantengefühl der Orangemen zu schonen), werden die Bürger der Vereinigten Staaten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf das Vereinigte Königreich blicken. Home rule all round, Selbstbestimmungrecht auch für Schottland und Wales, für alle dem Reichsverband zugehörigen Länder, wird von dem Bedürfniß nationaler und internationaler Politik mit gleicher Dringlichkeit gefordert; jedes Land soll sein Geschäft selbst besorgen und nur das der Imperial Federation Gemeinsame im Reichsparlament erörtert und erledigt werden. Das wäre ungefähr also ein Verhältniß wie bei uns zwischen Landtagen und Reichstag. Die Lords wollen nicht? Wollen zwar auf das Recht, einer Finanzbill den Weg zu sperren, endgiltig verzichten und sich selbst, nach dem von Rosebery und Lansdowne vereinbarten Reformplan, ansehnlichen Machttheilen entkleiden, aber die Versöhnung der Iren noch länger hindern? Dann schaufeln sie sich mit eigenen Händen das Grab. Wie in Rom, nach Juvenals Wort, der Wink des Kaisers den Rhetor in den Senatorenrang rufen konnte, so kann in England der König aus einem Schornsteinfeger einen Peer machen. Sobald das Land gesprochen hat, öffnet Georg der Fünfte dreihundert Liberalen das Oberhaus und läßt diesen neuen Briefadel die Grundherren und Hinterwäldler niederstimmen... Das Land hat gesprochen; und sein Spruch heischt Verständigung. Kein Kaminkehrer wird sich auf rothe Lordsessel hinlümmeln, kein Peersschub nöthig sein, um eine vorsichtig abgegrenzte Autonomie Irlands durchzusetzen. In Lansdowne House werden die Führer beider Parteien die Möglichkeit der Einigung suchen und diesmal wohl finden; die meisten Häupter der Tories und der Whigs sind einander eng befreundet und nehmen die Kämpfe, an denen die Galerie sich freut, nicht allzu ernst. Wer weiß denn, wie übermorgen die Gruppen aussehen werden? Ist die Irenfrage beantwortet, dann hat die konservativ-liberale „Union" keinen Sinn und Lebenszweck mehr und die Leute der Grünen Insel können den Tories zulaufen.

König Georg wird in einem Schicksalsjahr Britaniens gekrönt.

Töchterschicksale.

Mein Interesse gehört den namenlosen Prinzessinnen, die in Armuth und Niedrigkeit geboren sind. Sie haben das Aristokratische in sich, sie wollen keine Aschenbrödel sein und nicht auf den märchenhaften Zufall der gütigen Fee mit den großen Gaben in der Nußschale warten. Man ist zu gut für die gemeine Arbeit; viel zu gut! Man ist zu ästhetisch. Anstrengung macht schwitzen; und Das ist nicht fein. Man ist auch von zarter Gesundheit, eine sensible Blume, die nach der lauwarmen Luft des Treibhauses schmachtet; an und für sich schon ein Zeichen höherer Abkunft trotz dieser Armsäligkeit (verwünschter Zufall der Geburt!) oder ein Zeichen höherer Bestimmung. Na, kurz und gut, man will irgendwie oben hinaus. Irgendwie!

Die Mutter, die gute Mutter, ein Wenig unwissend zwar, vielleicht auch ein ganz klein Wenig gewöhnlich, vieux jeu. Trotzdem! Sie hat Ideale. Sie hat hohe Ziele. Sie hat heiße Wünsche für die Tochter. Die gute Mutter! Auch sie hatte einst himmelblaue und rosenrothe Mädchenträume mit Kreuzstichmustern gehegt. Aber die Rosen und blauen Schleifen sind mit dem Brautbouquet vergilbt und liegen in einer Tüte, ein Häufchen modrig duftender Asche, tief in einer Schatulle, tief auf dem Seelengrund, bedeckt von dem Staub der Jahre, dem Staub der grauen Ehestandsjahre. Aber die Tochter! Was dieses geizige, knöcherige, unfruchtbare Leben der Mutter versagt hat, soll die Tochter haben. Aus dem verstaubten Seelengrund blühen die alten welken Rosen wieder auf, flattern die blauen Bänder: und der Himmel, der trübe Himmel ist abermals ein bunter Canevas, mit Kreuzstichmustern über und über bedeckt. Blumen, Blumen, nichts als Blumen! Die Tochter solls besser haben. Die Mutter wird das häusliche Treibhaus um sie her aufrichten, den rauhen Wind abwehren, die edle Blüthe mit der lauwarmen Luft mütterlicher Zärtlichkeit umgeben; und wenn eines Tages der Prinz kommt, sich die Nase an den Scheiben plattquetscht (siehe Maeterlinck), bis die Mutter, von Rührung überwältigt (die Märchen sterben also doch nicht aus), die Thür öffnet und mit der feinsten Stimme, mit den süßesten Worten lispelt: „Aber bitte, Prinz, kommen Sie nur herein; die Prinzessin wartet schon!" Blauer Mondschein! Veilchendüfte! Rosenrothe Wonnen! Oh, dieser mitisgrüne Schmerz!

Der gute Papa! Sein Einkommen ist leider gering. Was kann man da machen? Mama muß Zimmer vermiethen; die Er-

ziehung verschlingt furchtbar viel Geld. Diese Mädchenpensionate! Raubnester. Es ist so vornehm, in einem Pensionat erzogen zu werden. Man durchwandert ein deutsches, ein französisches, ein englisches Töchterinstitut. Man hat fremde Sprachen gelernt, im Ursprungsland, man beherrscht sie wie ein Papagei. Man hat viele Freunde im Ausland, verwandte und bekannte Familien, man wird empfohlen, eingeführt, da und dort. Man hat die bessere Gesellschaft kennen gelernt. Man hat das behagliche Landleben in England mitgemacht (merry old England!). Man weiß, was bequeme Lebensführung ist. Englischer Mittelstand! In Deutschland sinds die Reichen. Man hat eine ansehnliche Bildung erworben. Man hat den geistigen Stoff in den vorgeschriebenen Rationen eingenommen, diese auf Flaschen gezogene Tinktur, seit fünfzig Jahren wohlabgelagert, mit der fünfzig Schülergenerationen von subalternen Bildungverwaltern bedient werden. Diese Lehrbücher! Sie verzeichnen die Unmaßgeblichkeiten des Weltganges bis 1850. Von da ab hört die Geschichte überhaupt auf. Bildungsfabrik! Man kann Alles, weiß Alles. Prüfstein: Die Anderen können und wissen auch nicht mehr. Man ist musikalisch und spielt Klavier mit der üblichen charakterlosen Wohlanständigkeit, die für die Höhere Tochter gewissermaßen die sittliche Forderung ist. Armer Beethoven, muß Deine vom Schmerz gesegnete Feuerseele unters Klavier fallen? Muß es sein? Es muß sein. Es kann nicht anders sein. Armer, von allen Lebensfiebern durchschauerter, vom Weingott erfüllter Schubert, wo sind die Schauer geblieben? Man kann malen, so gut wie irgendeine Miß, Blumen in Wasser und Oel, man heuchelt ein „furchtbares“ Vergnügen an der Möglichkeit, die Farben unvermischt so neben einander hinzupinseln. Ein Spaßvogel vergleicht sie mit Segantini.

Segantini? Wer ist Das? Großer Gott! Man hat Literatur studirt und weiß nichts von Gerhart Hauptmann! Natürlich auch Kunstgeschichte; aber man hat keine Ahnung von den Impressionisten. Man kann ein sehr braver, anständiger, nützlicher Mensch sein, ohne von Segantini, den Impressionisten, den modernen Dichtern eine blasse Ahnung zu haben. Aber wenn man . . . Verfluchte Pensionate! Raubnester. Und diese untauglichen Lehrpläne! Aber sind es wirklich allein die Lehrpläne, sind es die fragwürdigen Institute? Liegt die Ursache nicht tiefer? Sie liegt tiefer. Man denke nur ein Wenig nach.

Nun sitzt die feine Tochter wieder daheim in den engen, trüben Stuben, von der Glashauswärme der mütterlichen Zärtlichkeit behütet, sich sehnend, frierend, anämisch. Die Zeit vergeht

in geschäftigem Müßiggang. Was auch soll sie thun? Verdienen? Arbeiten wie die gewöhnlichen Mädchen, die jeden Morgen in die Geschäfte, Kontore, Arbeitstuben hinaus müssen und dabei guter Dinge sind und glänzen wie die Bachkiesel? Man hat doch eine höhere Bildung genossen, man ist zu gut für die gemeine Nützlichkeit. Ganz unten aber die erdrosselte, manchmal noch aufzuckende, heimliche Wahrheit: Man kann nichts. Und hat weder die klare Erkenntniß noch den Muth noch die unverzagte Kraft, die Lebenslüge abzuwerfen, sich zu bescheiden, von vorn anzufangen, sich auf die eigenen Füße zu stellen. Was war das praktische Ergebniß der Schulbildung? Daß man Ansprüche bekommen hat, die weit über die Verhältnisse der Wirklichkeit hinaus gehen. Ansprüche und keine Mittel! Wer wird die schwierige Rechenaufgabe lösen? Später einmal, wenn die Windstille der mütterlichen Zärtlichkeit nicht mehr die zarte Blume, den Stolz des Hauses, umfängt? Vielleicht kommt am Ende doch noch der Prinz! Vielleicht! Man hat ihn zwar noch nicht gesehen und unter den Aftermiethern von Mamas großer Wohnung ist er auch nicht. Und wenn er nicht kommt? Und wenn das Bischen Jugend vergeht? Dann erfüllt sich die heimliche Tragik, wie sie sich erfüllen muß: ohne Ruhm und ohne Größe. Eine kleine verhutzelte Klavierlehrerin oder Sprachenlehrerin; fünfzig Pfennige die Stunde...

Es giebt natürlich Varianten. Unzählige Abstufungen. Das Wesentliche aber ist dieses Gemeinsame: daß Ansprüche, die irgendwie die Gefahr des Schiffbruches mit sich bringen, Ansprüche, die man irrthümlich mit Bildung und Vornehmheit verwechselt, erworben, anerzogen werden. Andere, nicht weniger häufige Fälle sind die, wo das ungnädige Schicksal diese Ansprüche, so zu sagen, als Familienerbtheil in die Wiege gelegt, aber vergessen hat, das nöthige Kleingeld hinzuzufügen. Beispiele. Papa ist hoher Beamter, General, Excellenz oder so was Aehnliches; mehrere Töchter im Haus. Die gesellschaftliche Stellung legt gewisse Verpflichtungen auf; nach außen muß Alles glänzend erscheinen, auch das Elend. Würdige Repräsentation muß sein. Man darf sich nicht bescheiden, man kann sich nicht ausschließen, man muß bei den offiziellen Veranstaltungen mitthun. Nur nichts merken lassen! Einschränken kann man sich, wenns Keiner sieht. Bei den Buben gehts ja noch: die werden in die Kadettenschule gesteckt (Das kostet nicht so viel) und für ihre Zukunft ist gesorgt. Aber die Mädchen, diese immerwährende Verlegenheit! Titel, Rang: für den Herrn Papa und für die Frau Mama eine sehr dekorative Sache, die ihre Annehmlichkeiten hat,

für die Tochter aber oft ein Fluch. Die Generalstochter kann nicht, wie sie will. Wenn es überhaupt einmal eine Generalstochter gibt, die was Praktisches will. Man ist von hundert Konventionen eingeschränkt. Man hat natürlich überall genascht, Musik getrieben, gemalt, singen gelernt und hat sich die dumpfe Ueberzeugung verschafft, daß es für was Ernsthaftes nicht reicht. Soll es auch gar nicht. Man hat sogar gearbeitet, verdient, heimlich zwar (daß es, um Gottes willen, nur Niemand erfährt!), hat Kravatten genäht, Stickereien angefertigt: und hat sich so wirklich das monatliche Handschuhgeld verdient. Was sollen die Mädchen thun, um sich selbständig zu behaupten, ohne die alten Vorurtheile ihrer Gesellschaftklasse zu verletzen? Da ist guter Rath theuer. Und selbst wenn sich dieser unwahrscheinliche Rath fände, bliebe noch ein großes Hinderniß: die Kosten. Denn Alles, was man lernt, kostet nicht nur Lehrzeit, sondern auch Geld. Woher nehmen? Alles ist bis auf Heller und Pfennig ausgerechnet: Bälle, Sommerfrische, gesellige Veranstaltungen. Wenn auch zu Haus gepfuscht, das Seidenkleid gewendet, umgearbeitet, neu geputzt wird: es kostet immerhin Geld. Da ergiebt sich ganz von selbst die Spekulation auf den Heirathmarkt, wo natürlich die Chancen unter solchen Umständen immer geringer werden. Jahr vor Jahr wird von Sommerfrische zu Sommerfrische gegondelt, jede Wintersaison wird durchtanzt, die Generalin hält streng Rekrutenschau; aber es will nicht gelingen. Man wird älter, spitzer, giftiger und hört überall in dem gewissen impertinenten Ton: Ach, sind Die auch wieder da!

Ein aufregendes, zehrendes, Kräfte verzehrendes, freudloses Leben. Manchmal glückts ja; meist dann durch sehr, sehr tiefe Herabsetzung der Ansprüche, gleichsam im Ausverkauf; nur manchmal. Oft ist das Unglück, das der blaue Bogen dem Herrn Papa bringt, die einzige Rettung für die Tochter. Der blecherne Glanz des Hauses wandert in die Rumpelkammer zur Invalidenuniform; man wird praktisch; vielleicht! Aus dem zierlichen Fräulein ist inzwischen aber eine grämliche Alte Jungfer geworden.

Ein neuer Typus ist in den letzten Jahren aufgetaucht: die Kunstgewerblerin. Zwar steht auch sie in der Regel unter häuslicher Fürsorge, aber sie unterscheidet sich in einem sehr wesentlichen Punkt von den bisher betrachteten Alltagserscheinungen: sie erfreut sich der größten Freiheit. Im Namen der Kunst ist ihr gelungen, die einschnürenden Fesseln der spießbürgerlichen Sitte zu durchschneiden und sich über alle herkömmlichen Begriffe des „Anstandes“ hinwegzusetzen. Sie kann wagen, mit burschikosem

Ungestüm den entsetzten Verwandten in der Provinz ins Haus zu fallen und sich, statt auf einen Sessel, gleich auf den Teppich des Fußbodens zu setzen, wie sie es von den Atelierfesten her gewöhnt ist. Sie darf Cigaretten paffen, allein Maskenbälle mitmachen und so spät heimkommen, wie ihr beliebt. Kein Mensch wird was dagegen sagen (wenigstens in München nicht, wo die Kunstgewerblerin in Reinkultur anzutreffen ist). Denn sie hat Talent. Ich bitte, mir zu sagen, wozu ein junges Mädchen nicht Talent hat. Sie hat Talent, sie stilisirt ihr Haar nach der schwabinger Frisur mit schneckenförmig um die Ohren gedrehten Zöpfchen; sie rebellirt gegen die Mode, sie kleidet sich künstlerisch mit etwas männlichem Schnitt, wobei die Erfindung meist in der geschickten Applikation von alten Bauernstickereien oder minder werthvoller, selbst entworfener kunstgewerblichen Handarbeiten besteht. Also: sie hat Talent. So saß sie denn eines Tages in einer privaten Kunstgewerbeschule, wo sie das „Dekorative" lernte: Muster zeichnen, Ornamente, in der hinterlistigen Weise, die Insektenflügel ausreißt und abzeichnet, Haferrispen auf ihre „Hängeschönheit" beobachtet, in den Sand spuckt, um die originellen Zufälligkeiten dabei zu verwerthen. Die Dutzenddilettantin arbeitet fast immer für sich, für ihren Putz, für ihre menus-plaisirs. Aber sie hat Frische, bringt einen neuen Zug ins Leben, macht gern mit und bleibt, wenn sie auch durch viele Hände geht, im Großen und Ganzen unversehrt (wobei man das Wort nicht auf die Goldwage legen soll). Demi-vierge! Mein Gott: warum nicht? Man ist nicht immer jung, will sich des Lebens freuen, so lange das Lämpchen glüht, will auch seine große Festzeit haben. Und man packt Alles augenscheinlich mit ausgelassener Selbstsicherheit an, mit einer Art Ueberwinderlaune, mit männlich festem Griff. Aber man führt nichts durch; man bleibt mit der Leistung (natürlich giebt es vereinzelte rühmliche Ausnahmen) in der Halbheit stecken. Schicksal. Vielleicht drängt der Frauenberuf in ganz andere Bahnen. Trotz der neuen starken Geste ists immer die selbe Geschichte. Sie erobern nicht: sie werden erobert. Zwar ist das Weibchen tief versteckt; nur ein geübtes Auge kann es in der modernen Verpuppung erkennen. Aber es ist da. Ein Glück, daß es da ist. Und wartet. Es spricht nie vom Heirathen, geht nicht darauf aus. (Das macht den Verkehr der Geschlechter so ungezwungen.) Ist deshalb das Märchen von dem Prinzen, der da kommen muß, ganz aus ihrem Leben gestrichen? Nein. Am Ende kommt er doch. Wahrscheinlich. Vielleicht sieht er nicht ganz märchenhaft aus. Vielleicht. Oder sollte er gar lieben, abends neben der theuren Gattin in

Pantoffeln und Hemdärmeln zu sitzen, den Maßkrug vor sich, und aus der Pfeife zu qualmen? Das wäre zu häßlich.

Ihr blutarmen, liebereichen, guten, liebenswerthen Mädchen: allen wünsche ich von ganzem Herzen den Prinzen, so mächtig, so edel, so reich und so schön, wie Ihr selbst ihn Euch wünscht.

Ob er aber kommt?

München. Joseph Lux.



Der Gruß des Toten.

Der Zug, der eben den Bahnhof verlassen hatte, stampfte über die vielen Weichen aufs freie Gleis. Damit war ein Geräusch verbunden. Kating, Kating, Kating: klang es. Die Passagiere hüpften lustig auf ihren Sitzen.

In einem Abtheil Erster Klasse saßen zwei Herren, wohl Künstler, ein Offizier in seiner schmucken Uniform und eine Dame in tiefer Trauer. Die beiden Herren unterhielten sich. Dagegen wahrte der Offizier, der der Dame gegenüber saß, respektvolles Schweigen.

Die Dame hatte oft die Augen geschlossen, sie schien ermüdet; oder lebte sie Erinnerung? Schlug sie die Augen auf, so sah man in einen langen, unendlich rührenden Blick. Graue Iris, dunkel umrandet, schwarze lange Wimper, tiefschwarzes Wellenhaar, darüber der große schwarze Schleier.

Als sie sich mit ihrer kleinen Handtasche zu schaffen machte und den Drücker am Bügel nicht aufbekam, zog sie die Handschuhe aus, um besser zugreifen zu können. Da sah man zwei Eheringe am Finger. Der untere so weit, daß er den engeren oberen beinahe zu überstreifen schien; und wohl überstreift hätte, wäre nicht noch ein dritter mit einem großen Stein, als Zurückhaltender, am schmalen Finger gewesen. Beim Zugreifen klangen die Ringe an einander. Das Taschentuch sandte einen zarten Heliotropgeruch aus. Der (wie seltsam!) ließ die Unterhaltung der beiden Herren verstummen. Wie der Offizier, wandten auch sie nun ihre Blicke der Dame zu, die den großen schwarzen Schleier zurückschlug und jetzt zum ersten Mal ihr auffallend schönes Gesicht zeigte.

Eine Pause entstand.

Jeder bewunderte im Stillen für sich das eben Gesehene. Waren die zwei Herren wohl für das Schöne empfänglich, so setzten sie doch bald wieder ihre Unterhaltung fort. Doch der Offizier konnte sich nicht satt sehen und hielt seine Augen fest auf das schöne Frauenantlitz gerichtet.

Da machte der Zug plötzlich eine Biegung und oben aus dem Netz purzelte ein Karton herunter, dessen Deckel beim Anschlagen auf die Knie des Offiziers aufsprang. Ein Puppenbalg im weißen Hemd fiel auf den Boden. Schnell wollte Jeder, wie auf ein gegebenes Zeichen, der Dame behilflich sein; aber (wars der Gegenstand, wars die Situation?) die Schnelligkeit stockte. Endlich konnte der kleinere der beiden Herren den Kinderbalg im weißen Hemdchen ergreifen und mit verbindlichster Miene und Verbeugung der schönen Besitzerin zurückerstatten. Der Offizier saß ihr, mit dem Karton auf dem Schoß, etwas genirt gegenüber.

Der Dame flog leichte Röthe über das Gesicht. „Ich danke Ihnen sehr." Dabei wurden glänzend weiße Zähne sichtbar.

„Bitte, bitte, gnädige Frau!"

Der Offizier erbot sich, die Puppe wieder in den Karton zu legen, der noch einige Kleiderreste enthielt, und die Schnur, die gerissen war, am Deckel zu befestigen. Dabei begegneten seine Hände denen der Dame.

Von den beiden Herren war Das wohl bemerkt worden und die Art, wie die Dame die Berührung hinnahm, verwischte den Eindruck, den sie mit ihrem Ernst zuvor gemacht hatte. Die Traurigkeit wich; ja, man lächelte.

Bald war ein allgemeines Gespräch im Gange; woher man komme, wohin man reise.

Sie war Witwe geworden, hatte das Grab ihres Mannes besucht und in der Stadt für ihre kleine Tochter, Lotte, die Puppe gekauft, die morgen zum Geburtstag angezogen werden sollte. Auf dem Lande, wo sie jetzt lebte, wars gar einsam, aber in der Stadt gabs Zerstreuung. Der Ansicht waren Alle. Man kam auf Familienverhältnisse zu sprechen, auf Aehnlichkeiten, die so oft zu finden seien, und der kleine Herr zeigte schließlich eine Lebhaftigkeit und ein Erzählertalent, daß Alle kaum den wunderbaren Sonnenuntergang bemerkten, der seine dunkelrothe Farbengluth durchs offene Fenster in den Wagen warf.

„Sehen Sie nur! Sehen Sie nur, wie der feurige Ball dort hinten in den See taucht, jede Welle, jeder Streifen flüssiges Gold! Und das Segel blutroth. Gott! Ist Das wundervoll!"

Beim Anblick dieses köstlichen Bildes löste sich der letzte Zwang und der Offizier blickte noch beglückter in die jetzt lachenden, so fröhlichen Augen der dicht neben ihm am Fenster stehenden schönen Frau, die ihm mit ihrem eigenen Reiz leise entgegenzukommen schien. In Beider Herzen regte sich ein gleich sympathisches Gefühl. Der Offizier fühlte sich ermuthigt und wagte, ein Wiedersehen zu verabreden. Schon wollte die „gnädige Frau" mit einer leichten, schelmischen Kopfbewegung dieses Anerbieten annehmen . . .

Da nahm der Wind den großen schwarzen Schleier und verhüllte das Antlitz der Witwe.

Die Sonne war untergegangen.

Wiesbaden. Paul Kalisch.

❦

Theosophie.

Die Ausführungen dieser Arbeit beziehen sich auf die Lehren des Herrn Dr. Rudolf Steiner, niedergelegt in dem Buch „Theosophie, Einführung in übersinnliche Welterkenntniß und Menschenbestimmung. Vierte durchgesehene und erweiterte Auflage."

Laut den Lehren der Theosophie kann jeder Mensch in sich neue Organe der Erkenntniß entwickeln, durch welche er das den äußeren Sinnen verborgene wahre Wesen des Menschen zu erkennen vermag. Herr Dr. Steiner nennt diese neuen Organe der Erkenntniß innere Sinneswerkzeuge oder höhere Sinne. Er sagt dann: „Derjenige, welcher von der verborgenen Weisheit ergriffen ist, kann zu Demjenigen, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, von dieser verborgenen Weisheit sprechen, wie ein Reisender über Amerika zu sprechen vermag zu Denen, die zwar nicht selbst Amerika gesehen haben, die sich aber davon eine Vorstellung machen können, weil sie Alles sehen würden, was er gesehen hat, wenn sich ihnen dazu die Gelegenheit böte." Aus diesem Citat sehen wir, daß nach der Ansicht des Dr. Steiner Der, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, hierdurch noch nicht zum Schauen der verborgenen Weisheit gelangt ist. Um zum Schauen zu gelangen, muß der höher Erleuchtete ihm von der verborgenen Weisheit reden; dann kann er, da der höhere Sinn sich ihm erschlossen hat, diesem Vortrage folgen; wie Einer, der nie in Amerika war, dem Vortrag des Amerikareisenden zu folgen im Stande ist.

Da Herr Dr. Steiner das von ihm herangezogene Bild des Amerikareisenden zum Beweise seiner Behauptung benutzt, so haben wir uns mit dem Inhalt dieses Bildes genau bekannt zu machen. Zunächst ist wichtig, nicht zu übersehen, daß der Hörer des Amerikareisenden dessen Vortrag nur zu folgen vermag, wenn der Reisende von Dingen redet, die ihrem Wesen nach dem Hörer schon bekannt sind. Hätte der Hörer Wasser nie gesehen, so würde er die Schilderung eines Wasserfalles nicht verstehen. Wer nie an Farben sich erfreut hat, könnte der Schilderung der Farbenpracht eines Kolibri nicht folgen. Hätte der Amerikareisende mir, seinem Hörer, von einer ihrem Wesen nach ganz neuen Welt Mittheilung zu machen, so könnte sein Reden mir keine Anschauung dieser Welt vermitteln, selbst wenn mir die Sinne zu deren wirklicher Erfassung nicht fehlten.

Den Sinnen muß das ihnen entsprechende Objekt gegeben sein: dann vermitteln sie dessen Anschauung; aber nimmermehr kann das Objekt durch Reden ersetzt werden. Somit ist die Behauptung, daß schon das Reden des höher Erleuchteten genügend sei, um Einen, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, auch zum Schauen der verborgenen Wahrheit zu bringen, entschieden zurückzuweisen.

Noch ein sehr Böses haftet dem Bilde des Amerikareisenden an, der über Amerika zu Hörern spricht, die nie in Amerika waren: dieser Redner ist unkontrolirbar.

Ich erinnere mich noch, wie ich zum ersten Mal einen Amerikareisenden von den kalifornischen Riesenbäumen erzählen hörte, die kaum dreimal so hoch wie dick sind. Keiner von uns Hörern glaubte dem Redner und erst photographisch aufgenommene Bilder vermochten uns einigermaßen zu überzeugen. In der Theosophie soll ich, nach Herrn Dr. Steiner, einem Redner zustimmen, der mir Bericht erstattet über eine höhere Welt, zu deren Erkenntniß meine gewöhnlichen Sinne nicht ausreichen. Das ist eine unerfüllbare Forderung.

Jeder kann, so lehrt die Theosophie, höhere Sinne in sich entwickeln. Wodurch? Auf diese Frage giebt Herr Dr. Steiner die folgende Antwort. „Das Gefühl, das Verständniß für Wahrheit liegen in jedem Menschen. Dieses Gefühl, das vielleicht anfangs gar nichts sieht von Dem, wovon zu ihm gesprochen wird, es ist selbst der Zauberer, der das Auge des Geistes aufschließt. In der Dunkelheit regt sich dieses Gefühl. Die Seele sieht nicht; aber durch dieses Gefühl wird sie erfaßt von der Macht der Wahrheit: und dann wird die Wahrheit nach und nach herankommen an die Seele und ihr den höheren Sinn öffnen."

Wer von diesen Sätzen sich nicht berauschen läßt, Der wird, je nach seinem Charakter, lachen oder sich empören. Zum Gefühl wird gesprochen! Mich dünkt, es müßte zum Verstande gesprochen werden. Dieses Gefühl wird zum Zauberer; also doch Zauberei! Und was thut dieser Zauberer? Er schließt das Auge des Geistes auf!

Ja, wenn dieses Bild eine Metapher sein sollte, so wäre kaum Etwas dagegen einzuwenden. Aber alles Weitere lehrt uns, daß dieser Ausdruck ganz wirklich zu nehmen ist. Denn mit diesem aufgeschlossenen Auge des Geistes sieht der Theosoph die äußeren Abmessungen und die verschiedenen Farben des Seelenleibes, des Geistesleibes und anderer Verkörperungen. Und wieder ist es das Gefühl, durch welches die Seele erfaßt wird von der Macht der Wahrheit, die dann nach und nach an die Seele herankommt. Wohl liest man: Preußen zieht mit seiner ganzen Macht heran, die sich in seinen Soldaten darstellt; aber um die Macht der Wahrheit heranmarschiren zu sehen, dazu gehören unzweifelhaft höhere Sinne.

Noch einmal spricht Herr Dr. Steiner von theosophischer Zauberei; er sagt: „Der Grundsatz, erst höhere Welten anzuerkennen, wenn man sie geschaut hat, ist ein Hinderniß für dieses Schauen selbst. Der Wille, durch gesundes Denken erst zu verstehen, was später geschaut werden kann, fördert dieses Schauen. Es zaubert wichtige Kräfte der Seele hervor, welche zu diesem Schauen des Sehers führen." Das heißt, in dürren Worten ausgedrückt: Lasse Dir so lange von den Dingen reden, bis Du überredet bist.

Noch deutlicher tritt das Selbe aus den Sätzen hervor, in denen Herr Dr. Steiner seinen Lesern verheißt, sie würden Alles verstehen, wenn sie unbefangene Logik und gesundes Wahrheitgefühl anwendeten. Da er doch unzweifelhaft sich selbst in erster Reihe diese unbefangene Logik und dieses gesunde Wahrheitgefühl zuspricht, so heißt der Satz,

in klares Deutsch übertragen: Wer nicht wie Herr Dr. Steiner denkt, hat ungesundes Wahrheitgefühl und befangene Logik.

Es ist sehr schwer, mit diesem Herrn zu streiten, da die Mehrzahl seiner Ausdrücke in schier inhaltleere Allgemeinheit sich verliert. So auch hier. Was ist eine unbefangene, was eine befangene Logik? Ist die Logik in dieser Weise eintheilbar, dann müßte es auch eine befangene und eine unbefangene Mathematik geben können. Zum Verständniß Dessen, was der Herr Doktor meint, werden wir am Besten gelangen, wenn wir in seinen eigenen Darlegungen danach forschen. Ich wähle hierzu seine Entwickelungen in Bezug auf einen Grundpfeiler seiner Lehren, nämlich in Bezug auf die Lehre von den Reinkarnationen.

„Wie die physische Aehnlichkeit der Menschen klar vor Augen liegt, so enthüllt sich dem vorurtheillosen geistigen Blick die Verschiedenheit ihrer geistigen Gestalten." Meinem vorurtheillosen geistigen Blicke zeigt sich eine viel größere Aehnlichkeit der geistigen Gestalten der Menschen im Allgemeinen, als in deren physischen Gestalten zu finden ist; und diese schier erschreckende geistige Aehnlichkeit der Menschen bleibt bestehen, wie dem Raum, so der Zeit nach. Die selben Leidenschaften und Begierden, die noch heute die Triebfedern ihrer Handlungen sind, haben vor Jahrtausenden die Menschen bewegt, den Hottentoten wie den Europäer. Das Ringen nach Ewigkeitwerthen prägt sich in der Fetischanbetung nicht weniger deutlich aus als in der verzückten Anerkennung der Unbefleckten Empfängniß. Und wenn schon die Edda im Hánamal lehrt: „Das schönste Leben ist Dem beschieden, der recht weiß, was er weiß", so sind die Weisen aller Zeiten kaum über diese Weisheit hinausgekommen.

Hiermit soll nicht etwa der kaum überbrückbare Abstand der geistigen Gestalten einzelner Menschen von allen anderen geleugnet werden; nur ist der Abstand der körperlichen Gestalt Einzelner nicht weniger auffallend. Nach der Auffassung des Herrn Steiner handelt es sich aber gar nicht um die Verschiedenheit der geistigen Gestalt Einzelner von allen Anderen, sondern um die Verschiedenheit der geistigen Gestalt Jedes von Jedem. Denn er sagt: „So wie die physische Aehnlichkeit der Menschen klar vor Augen liegt, so enthüllt sich dem vorurtheillosen geistigen Blicke die Verschiedenheit ihrer geistigen Gestalten. Es giebt eine offen zu Tage liegende Thatsache, durch welche Dies zum Ausdruck kommt. Sie besteht in dem Vorhandensein der Biographie eines Menschen. Wäre der Mensch bloßes Gattungwesen, so könnte es keine Biographie geben. Ein Löwe, eine Taube nehmen das Interesse in Anspruch, insofern sie der Löwen-, der Taubenart angehören. Man hat das Einzelwesen in allem Wesentlichen verstanden, wenn man die Art beschrieben hat. Wer daher über das Wesen der Biographie richtig nachdenkt, wird gewahr, daß in geistiger Beziehung jeder Mensch eine eigene Gattung für sich ist."

Trotzdem Herr Dr. Rudolf Steiner mit diesen Sätzen das päpstliche Dekret erläßt, daß, wer anders denkt, nicht richtig denkt, kann ich es doch nicht unterlassen, mein Andersdenken zu begründen.

Zunächst hören wir, es gebe eine Biographie nur der Löwenart, aber nicht des einzelnen Löwen. Nehmen wir an, so sei es. Aber nun gibt es Kap-Löwen, Berber-Löwen, Perser-Löwen. Sind die alle mit einer Beschreibung abgethan? Tauben soll es in fünfzig Arten mit mehr als dreihundert Unterarten geben. Genügt für alle eine Schilderung? Doch Herr Steiner meint vielleicht für die Gattung Löwe, für die Gattung Taube auch eine Biographie in seinem Sinn, also eine rein geistige Schilderung?

Dann müßten wir ihm zwar dafür danken, daß er auch den Löwen und Tauben Geist zuerkennt; aber mit der Art- oder Gattung-Biographie steht es trotzdem schlimm. Denn wahrlich „eine offen zu Tage liegende Thatsache" ist, daß nicht nur der Pudel ein gänzlich anderes geistiges Wesen hat als der Dachshund, sondern daß auch kein Jäger seinen Karo die selben geistigen Eigenschaften zuspricht wie seiner Sylvia. Ferner giebt es schon seit vielen Jahren Bücher wie: „'ne Minschen- un Vogel-Geschicht" von Fritz Reuter und „Im Dschungl" von Rudyard Kipling; und diese Bücher reden eine ganz andere Sprache als Herr Dr. Steiner.

Das sind poetische Phantasien? Aber seit ein paar Jahren ist ein Buch erschienen (und jetzt schon in hunderttausend Exemplaren verbreitet), das aus der Praxis des Thierlebens Hunderte von Belegen zu diesen „Phantasien" bringt. Ich meine: Hagenbecks „Von Menschen und Thieren". Von Tigern und Löwen heißt es da: „In der ganzen Welt zerstreut lebt mir, wohl verwahrt hinter Schloß und Riegel, eine Anzahl alter Freunde aus der Thierwelt." Meint Herr Steiner, daß Herr Hagenbeck, indem er einzelne Löwen und Tiger sich zu Freunden gewann, dadurch die Freundschaft aller Löwen und Tiger gewonnen hat? Dann lese er, mit vorurtheilloser Aufmerksamkeit, die Biographie des Löwen „Triest".

Weiter. „Will man den ganzen Menschen erfassen, so muß man ihn aus sieben Bestandtheilen zusammengesetzt denken. Der Leib baut sich aus der physischen Stoffwelt auf, so daß dieser Bau auf das denkende Ich hin geordnet ist. Er ist von Lebenskraft durchdrungen und wird dadurch zum Aetherleib oder Lebensleib. Als solcher schließt er sich in den Sinnesorganen nach außen auf und wird zum Seelenleib. Diesen durchdringt die Empfindungseele und wird eine Einheit mit ihm. Die Empfindungseele empfängt nicht nur die Eindrücke der Außenwelt als Empfindung; sie hat ihr eigenes Leben, das sie durch das Denken auf der anderen Seite eben so befruchtet wie durch die Empfindungen auf der einen. So wird sie zur Verstandesseele. Sie kann Das dadurch, daß sie sich nach oben hin den Intuitionen erschließt wie nach unten hin den Empfindungen. Dadurch ist sie Bewußtseinsseele. Das ist ihr deshalb möglich, weil ihr die Geisteswelt das Intuitionorgan einbildet, wie ihr der physische Leib die Sinnesorgane bildet. Hieraus ergiebt sich die Gliederung des ganzen Menschen in folgender Art: Physischer Leib; Aetherleib oder Lebensleib; Seelenleib; Emp-

findungseele; Verstandesseele; Bewußtseinsseele; Geistselbst; Lebensgeist; Geistesmensch."

Nach meiner Ansicht enthalten diese Sätze und Worte an „unbefangener Logik" nicht mehr als das Verschen: „Die Mücke ist ein kleines Thier; was kann der Elephant dafür?" Und an gesundem Wahrheitgefühl kann die folgende Entwickelung unbedingt als gleichwerthig angesehen werden. Der Zucker bildet sich aus der physischen Stoffwelt, so daß sein Bau auf das Wasser hin geordnet ist. Er ist von Süßigkeit durchdrungen und wird dadurch zum Süßigkeitleib. Als solcher löst er in Wasser sich auf und wird hierdurch zur Geschmacksseele. Die Geschmacksseele hat ihr eigenes Leben und wird durch die Hemmungen der Schwere nicht minder beeinflußt, wie vom Süßigkeitleib. Aufsteigend aus der engen Umgrenzung ihrer selbst wird sie zur Raumseele. Sie kann Das.... Und so weiter.

Man beachte wohl, daß ich mit meiner Kritik auf den Inhalt der angeführten Sätze gar nicht eingehe, sondern lediglich ihren Zusammenhang kritisire. Ich versuche, auch dem Geblendeten darzuthun, daß ein sinnvoller Zusammenhang zwischen diesen Sätzen nicht besteht.

Wenn Herr Dr. Steiner uns lehrt, daß der ganze Mensch durchschnittlich doppelt so lang und viermal so breit ist wie der physische Mensch und daß diese den physischen Menschen durchdringende Umhüllung der Theosoph die Aura nennt, so ist gegen diese Sätze formal nichts einzuwenden. Ob ihr Inhalt der Wirklichkeit entspricht, ist erst zu prüfen; aber gegen ihre Zusammenstellung ist kein Einwand wahrnehmbar. Ganz anders bei den zuerst angeführten Sätzen. Die führen uns eine Reihe von Metamorphosen vor, in denen das einzig Auffaßbare die zusammenhanglos an einander gereihten Namen sind.

Ich citire weiter. „In der Aura fluthen die verschiedensten Farbentöne. Und dieses Fluthen ist ein getreues Bild des inneren menschlichen Lebens. Zum Beispiel: Roth ist sinnliche Gluth. In schönem hellem Gelb erscheint ein Gedanke, durch den der Denker zu einer höheren Erkenntniß aufsteigt. In herrlichem Rosaroth erstrahlt hingebungvolle Liebe. Der ganze Mensch lebt in drei Welten: in der physischen Welt, in der Seelenwelt, in der Geisteswelt und zwar nach einander und in jeder höheren Welt die Beziehungen zur niederen Welt mehr und mehr von sich ablösend. Seelenwelt und Geisteswelt theilen sich jede in sieben Regionen und jede hat ihre eigenen Gesetze. So gelten in der Seelenwelt unsere Gesetze der Perspektive nicht. Die Geisteswelt ist aus dem Stoff gewoben, aus dem der menschliche Gedanke besteht. In dieser Welt sind die Urbilder aller Dinge vorhanden. Das geistige Auge sieht den Gedanken des Löwen. Alle diese Urbilder sind gleichzeitig klingend und somit ist die Geisteswelt ein Meer von Tönen. Wenn im Tod Seele und Geist den Körper entlassen, so treten sie in das Seelenland. Aber in diesem ist nicht die ureigene Heimath des Geistes; daher beginnt jetzt der Auflösungprozeß der Seele. Unter harten Qualen wird die Seele in den sieben Regionen des Seelenlandes geläutert, bis

endlich in der siebenten, der höchsten, der des eigentlichen Seelenlebens, der Mensch befreit wird von seinen letzten Hinneigungen zur sinnlich physischen Welt. Indem die Seele ihren Erdenrest überwunden hat, ist sie selbst ihrem Element zurückgegeben. Der Geist kann sich nun ganz den Anforderungen des Geisteslebens hingeben; er bildet sich, befreit von der physischen Körperlichkeit, nach allen Seiten aus, bis er zu einem neuen körperlichen Dasein reif ist."

Arme Seele! Du hast die Aufgabe, dem Geist die Richtung nach dem Physischen zu geben; und je besser du diese Aufgabe erfüllt hast, um so heftiger mußt Du dafür im Seelenlande leiden. Eine ärgere Ungerechtigkeit ist wohl nicht ersinnbar.

Armer Geist! Durch die Seele warst Du an die Dich nach allen Seiten hemmende Körperlichkeit gebunden; nun, endlich aus dem Körper befreit, mußt Du die Fegefeuerqualen des Seelenlandes erdulden und kannst Dich dann erst in Deinem eigenen Elemente, dem Geisterlande, zur Geistesfreiheit durchringen. Und wenn Du endlich die volle Geistesfreiheit gewonnen hast, dann packt Dich von Neuem ein Stück Seelenelement und zerrt Dich in die physische Körperlichkeit zurück. Und dieses Spiel hast Du ungezählte Male zu erdulden!

Und zu wessen Nutzen und Frommen ist das Alles erdacht? Zu Gunsten des Menschen. Das ganze Geisterland kann keines Friedens froh werden; es muß dem Menschen dienstbar sein.

Wie elend verkrüppelt muß der Menschengeist sein, der sich von solchen Lehren gefangen nehmen läßt!

Die Frage nach dem sittlichen Werth dieser Lehren zerfällt in zwei Unterfragen. Erstens: Bringt die Theosophie den ernstesten sittlichen Problemen befriedigende Lösung? Zweitens: Welche bedeutsamen sittlichen Lebensforderungen fließen eigenartig aus den Lehren der Theosophie? Die erste dieser Fragen ist fast identisch mit der folgenden: Erklärt die Theosophie in befriedigender Weise die Thatsache des Leidens?

Es scheint so, denn sie lehrt: Die Seele unterliegt dem selbstgeschaffenen Schicksal. Doch wem schafft die Seele dieses Schicksal? Nach theosophischer Auffassung nicht sich selbst, sondern dem Geist. Welches Verschulden trifft den Geist an dem Karma, in welches irgend eine Seele ihn reißt? Den Geist trifft die Schuld seiner früheren Geburten; so lehrt die Theosophie. Aber bei seiner ersten Inkarnation: welche Schuld lastete da schon auf ihm?

Beachten wir noch, daß uns Menschen die größte Summe der Leiden aus der physischen Welt kommt, so erkennen wir (nach theosophischer Auffassung), daß unsere Leiden uns immer enger mit der Körperlichkeit verstrickte und folglich haben wir, je mehr wir hier auf Erden leiden, auch um so länger und heftiger im Seelenland zu leiden! Die Theosophie, die Solches lehrt, bringt also keine Lösung dieses härtesten Problems, sondern sie verschärft es noch.

Mit Nachdruck fordert sie ernste Denkarbeit und warnt vor Ueberschätzung seiner selbst; sie lehrt, daß die weitere Lebensgestaltung von den früheren Lebensstufen bestimmt ist; sie fordert, daß ihr Jünger danach strebe, das innere Wesen der Dinge zu erkennen, um sich hierdurch von dem Schlamm der physischen Welt zu befreien. Das klingt, wenn auch nicht sehr neu, doch sehr sittlich; ist es im Munde des Theosophen aber nicht.

Alle diese Forderungen und Mahnungen der Theosophie beziehen sich nämlich immer nur auf das einzelne Individuum Mensch, als selbständige Gattung. Nun aber kann der einzelne Mensch, für sich allein gedacht, weder sittlich noch unsittlich handeln: erst in der Gemeinschaft der Menschen entstehen alle sittlichen Probleme. Und welche Lehren der Theosophie beziehen sich auf die Gemeinschaft der Menschen?

Solche Lehren kennt die Theosophie nicht. Sie spricht wohl einmal von hingebender Liebe; aber aus keiner ihrer Lehren ergiebt sich diese Liebe als sittliche Pflicht. Im Bezirk der Sittlichkeit sind alle Lehren der Theosophie tönende Schellen.

Doch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß die Theosophie tiefe Verachtung der physischen Welt lehrt, verbunden mit einer fast maßlosen Herabsetzung aller Sinnlichkeit in vollem Umfange dieses Wortes, so daß man sie die asketischste aller Lehren nennen muß. Ist Das nicht die allerhöchste Sittlichkeit?

Wer also denkt, muß unserem Luther fluchen, daß er aus dem Kloster entwichen ist und sich ein beglückendes Familienleben geschaffen hat. Wer also denkt, muß wünschen, daß aller schmetternde Lerchengesang verstumme; muß jeden Frühlingsjubel verabscheuen; muß Feind sein aller Lust jauchzender Bewegung; muß die Qualen des Hungers höher preisen als die Lust seiner Stillung. Denn all Das verstrickt den Geist nur immer tiefer mit der physischen Welt und bewirkt, daß es dem Geist immer schwerer wird, die Neigung zum Physischen in sich zu tilgen.

Nur wer den Menschen in einzelne (und nun gar in sieben) Stücke zerreißt, deren jedes eine eigene Wesenheit für sich darstellt, vermag zu solcher Verachtung der niedersten Wesenheit, genannt physischer Körper, zu gelangen. Lasset den Menschen unzerrissen, wie er als Ganzes gegeben ist: und fröhliches Jauchzen durchzieht die Menschengemeinschaft; denn jeder Athemzug des Menschen ist Wonne, jeder Pulsschlag ein Lobgesang, mit jedem Augenaufschlag dringt belebend der Sonnenglanz in den Menschen, Begeisterung weckend, und mit dem Menschen jauchzt in sprossendem, keimendem Leben das ganze Weltenall. Das ist die Arbeit des Geistes am sausenden Webstuhl der Zeit.

Wie die schroffste Dissonanz hart neben der schönsten Konsonanz liegt, so entstehen die gefährlichsten und verwerflichsten Irrlehren durch kleine Verdrehungen gerade aus den allerwerthvollsten, aus den bestbegründeten Anschauungen. Man erlaubt sich scheinbar harmlose Fortlassungen, man macht scheinbar dem Zweck entsprechende Zusätze:

und die willkürlichsten Aenderungen werden spielend erreicht. Das sichtbarste Beispiel für das soeben Gesagte ist die Entstehung des Papstthumes aus der Lehre Jesu. In ganz der selben Weise haben sich die Lehren der Theosophie herausgebildet.

Unwiderleglich ist erwiesen, daß die Lehre von der Biographie in theosophischem Sinn unhaltbar ist; und hiermit fällt die einzige Begründung der theosophischen Lehre von den Wiedergeburten, die wir in ihrer ganzen Unsittlichkeit, nämlich als eine Ueberverötterung des Menschen, erkannt haben.

Aber haben denn nicht die so hoch angesehenen Denker der alten Inder das Selbe gelehrt? Dem Wort nach: ja! Aber nicht dem Wesen nach. Aus Jahrhunderte langer Denkarbeit eines ganzen Volkes war der Glaube an unzählige Wiedergeburtmöglichkeiten entstanden. Aber in diesen Wiedergeburtenkreis waren alle lebenden Wesen mit eingeschlossen und in diesen Wiedergeburten selbst, also hier auf Erden, vollzog sich die Läuterung. So konnte ein wilder, verbrecherischer Charakter sehr wohl, zur Strafe, als Tiger wiedergeboren werden, wodurch die Zahl seiner Wiedergeburten sich fast unendlich vermehrte, bevor er, geläutert, zur ewigen Ruhewonne des Nirwanna eingehen konnte; und aus dieser Ruhe wird Niemand herausgerissen. Das ist eine der Wirklichkeit nicht widersprechende, tief erschütternd sittliche Lehre. Aber diese Brahmanenlehre kennt keinen strafenden Gott, vor dem wir zu zittern haben, weiß daher auch nichts von vermittelnden Priestern, deren Aufgabe ist, den zürnenden Gott zu beschwichtigen. Die Brahmalehre kennt keine Priesterherrschaft.

Dagegen ist in der Theosophie der höhere Seher der von dem Zauber des Geheimnisses umstrahlte Herrscher. Er nur schaut das innerste Wesen der Dinge; alle Anderen müssen seine Mittheilungen als Thatsachen der Wirklichkeit annehmen und gehorsam warten, bis auch sie zu Sehern die Intuition erhalten. Jeder steht vereinzelt, denn Jeder hat nur in sich und an sich zu arbeiten, denn sein Karma bestimmt nur ganz allein er selbst. Skrupelloser hat noch keine Politik das Wort verwirklicht: Divide et impera! Das ist die Urtriebfeder aller höheren Lehre der Theosophen: Sie wollen herrschen; sie bereiten bei Zeiten für sich die Wege, um das Erbe des Papstthums anzutreten.

In nicht minder empörender Weise hat die Theosophie eine andere Lehre gestohlen, um sie für ihre Herrschsuchtzwecke zu verdrehen. Der Theosoph lehrt: Alle Geheimwissenschaft keimt aus zwei Gedanken. Diese beiden Gedanken sind, daß es hinter der sichtbaren Welt eine unsichtbare, eine zunächst für die Sinne und das an die Sinne gefesselte Denken verborgene Welt giebt und daß es den Menschen durch Entwickelung von Fähigkeiten, die in ihm schlummern, möglich ist, schon vor seinem Tode in diese verborgene Welt einzudringen. In herrlichen Sätzen, unangreifbar von der Logik wie von aller Wissenschaft, ist die folgende Lehre vorgetragen worden. Wie wir in der Zeit von der Zeugung bis zur Geburt uns die Organe entwickeln, die zum Schauen und

zum Handeln nach der Geburt uns zu dienen haben, eben so entwickeln wir uns in der Zeit von der Geburt bis zum Tode die Organe, die wir zum Schauen und zum Handeln in unserer Lebensform nach dem Tode gebrauchen werden. Solches paßt den Theosophen nicht. Denn es ist ja ein nothwendiger Lebensprozeß, der in Gemeinschaft sich vollzieht und den der Einzelne nur mehr oder weniger, wie für sich, so für Andere, hemmen oder fördern kann. Hierbei findet der höhere Seher für sich keinen Platz. Kurz entschlossen, bricht er dieser in Wahrheit idealen und darum einzig realen Lehre die Spitze ab. Er kann schon vor dem Tod in diese höhere Welt, in das Jenseits eindringen; nur er. Das Alles verschlingende Chaos der Theosophie ist fertig.

Der wunderbare Prediger der herrlichen Ewigkeitlehre warnt schon selbst vor dem Mißbrauch seiner Worte, wie ihn die Theosophen vollzogen haben. Im zehnten Kapitel seines „Büchleins vom Leben nach dem Tode" sagt Fechner: „Das Diesseits hat den Leib des Jenseits nur für das Jenseits zu bauen, nicht schon mit dessen Auge und Ohr zu sehen und zu hören." Die Methode der Zwangsüberredung, der systematischen Verdrehung seiner Lehre hat Fechner auch vorausgesehen, denn in dem selben Kapitel heißt es: „Am Einfachsten, sich vor dem Kommen von Gespenstern zu bewahren, bleibt es immer, an ihr Kommen nicht zu glauben; denn glauben, daß sie kommen, heißt schon, ihnen auf halbem Wege entgegengehen."

Ich bin in eine unheimliche Lage gebracht. Herr Dr. Rudolf Steiner schreibt: „Der eine Skizze theosophischer Weltanschauung in dieser Schrift entworfen, will nichts darstellen, was für ihn nicht in einem ähnlichen Sinn Thatsache ist, wie ein Erlebniß der äußeren Welt Thatsache für Augen und Ohren ist. Dem Lehrer mit dem geöffneten geistigen Auge liegen die vergangenen Leben wie ein aufgeschlagenes Buch als Erlebniß vor." Also Wirklichkeit ist Alles, was Herr Steiner in seinem Buch vorbringt. Dann mußte meine Kritik also eigentlich wohl unterbleiben. Zu meinem Glück sind die beiden zerlegt angeführten Sätze des Theosophen ohne Auslassung und richtig gebaut. Zwar wird in beiden Sätzen die Wirklichkeit der vorgetragenen Schilderungen behauptet, aber diese Behauptung bezieht sich nur auf Herrn Dr. Rudolf Steiner. Für den verzückten Visionär sind die zu ihm tretenden Himmelserscheinungen auch Wirklichkeiten und die vom Geisteskranken gehörten Stimmen sind für den Geisteskranken von unzweifelhafter Wirklichkeit; aber eben nur für ihn, nicht für uns Alle. Herr Dr. Steiner aber, der Theosoph, fordert, wir sollen uns in den Glauben überreden lassen, daß seine Schilderungen für uns Alle, die wir Menschen heißen, ganz unantastbare Wirklichkeit wiedergeben. Dieses, Herr Dr. Steiner, muß bewiesen werden, und zwar bewiesen werden auf allgemein giltige Weise, also ohne Berufung auf höhere Sinne.

Ich schätze es als ein großes Glück für Sie, Herr Doktor, daß Ihre eigenen Lehren die Möglichkeit dieser elementaren Beweisführung nicht ausschließen. Sie haben zu solchem Zwecke nur den folgenden Forderungen zu entsprechen.

Erstens: Sie lehren, daß in der Aura die verschiedenen Farben, Formen und Bewegungen den Charakter und das Denken des Menschen unzweifelhaft deutlich erkennen lassen, und lehren weiter, daß der theosophische Seher diese Aura, mit allen Vorgängen in ihr, als Wirklichkeit schaue. Gut. Wir der Theosophie Unkundigen wollen Ihnen etwa ein Dutzend Ihnen gänzlich unbekannter Personen gegenüberstellen und dann sollen Sie und Ihre Kollegen aus der Aura dieser Personen uns den Charakter jeder erklären und ihr Denken nennen. Wenn dann Ihre Angaben unter einander und zu den Personen stimmen, dann werden auch wir Sie als höhere Seher anerkennen.

Zweitens: Vermöge ihres geöffneten geistigen Auges sollen einige höhere Seher über bestimmte ihnen genannte Führer der Menschheit urtheilen und aus deren vielen Vorleben alle Einzelheiten uns nennen. Wenn Sie Solches könnten, würde der Geschichtforschung die genaue Kenntniß der prähistorischen Zeiten eröffnet und spielend vermöchten Sie an allen historischen Schilderungen Kritik zu üben. Zu bedauern wäre dann nur, daß Sie nicht auch die zukünftigen Inkarnationen der Führer der Menschheit in ihrem aufgeschlagenen Buch zu lesen vermögen.

So lange Sie, Herr Doktor, und Ihre Herren Kollegen diesen beiden Forderungen nicht genügt haben, so lange werden Menschen mit gesundem Wahrheitgefühl sich nicht Ihre Schüler nennen.

Riga. Dozent Dr. Hermann Westermann.

Wir haben gewacht und werden wieder wachen; das Leben ist eine Nacht, die ein langer Traum füllt, der oft zum drückenden Alb wird. Meine Phantasie spielt oft (besonders bei Musik) mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eigenes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod sei ein Erwachen. Wie in unseren Träumen Verstorbene als Lebende auftreten, ohne daß ihres Todes auch nur gedacht werde: so wird, nachdem unser jetziger Lebenstraum durch einen Tod geendet, alsbald ein neuer anheben, der von jenem Leben und jenem Tod nichts weiß. Es ist eine Täuschung, daß wir, nach Analogie des Naturgesetzes von der Beharrlichkeit der Substanz, uns bisweilen vorspiegeln, auch wir selbst könnten, vermöge eines analogen Gesetzes, nicht untergehen, auch wir hätten, bon gré, mal gré, eine Unsterblichkeit, um die wir uns nicht zu bemühen brauchten. Das ist Täuschung. Ueber uns herrscht kein Naturgesetz; wir sind nichts, wozu wir uns nicht selbst machten: eine äußere Gewalt kann uns so wenig erhalten wie vernichten. Lachen muß ich, wenn ich sehe, daß diese sogenannten Menschen mit Zuversicht und Trotz eine Fortdauer, durch alle Ewigkeit, ihrer erbärmlichen Individualität verlangen: da sie doch offenbar nichts Anderes sind als die in Windeln menschenähnlich verlarvten Steine, die man mit Freuden vom Kronos verschlungen sieht, während nur der echte, unsterbliche Zeus, vor ihm gesichert, zur ewigen Herrschaft heranwächst. (Schopenhauer.)

Kaffee.

Dem soliden Kaffeehandel wird das Geschäft durch die Spekulation schwer gemacht. Da die Centren des Kaffeeverkehrs weit von einander entfernt sind, kann der gewöhnliche Kaufmann das Feld nie ganz übersehen. Hamburg, Amsterdam, Havre, Antwerpen, London, New York, Santos, Rio sind Kaffeemärkte; manchmal sind die europäischen, manchmal die brasilianischen Macher obenauf. Der brasilianische Kaffeestaat Sao Paulo ist mancher deutschen Firma schon verderblich geworden. Auf diesem Gebiet zu disponiren, ist nicht leicht; schon weil die Berichte über die „Situation“ je nach dem Bedürfniß der Hauptmärkte angefertigt werden. Die hamburger Großfirma gelangt zu anderen Ergebnissen als der Händler in Havre; und der Grossist in Mannheim muß nun eine der beiden Darstellungen für richtig halten. Jetzt ist die Spekulation so übermächtig geworden, daß der Zustand an die schlimmsten Zeiten der berüchtigten londoner bubbles erinnert. Die reellen Käufer sind eingeschüchtert und beschränken sich auf die nothwendigsten Dispositionen. Die Ernteschätzungen weichen so weit von einander ab, daß man danach die Preisentwickelung nicht mit Sicherheit vorausberechnen kann. Den Machern paßt solche Unsicherheit, die ihnen die Herrschaft über die Preise läßt. In Brasilien, dem Lande des Kaffeereichthums, ist der Sitz der berühmten „Valorisation“, der staatlichen Instanz über der Kaffeespekulation. In Sao Paulo spekulirt Alles, vom Geschäftshaupt bis zum Sackträger und Stiefelputzer. Kein Wunder also, daß der Kaffeepreis auf steile Höhen gestiegen ist. Im Jahr 1908 hatte sich die hamburger Notiz bis auf 27 Pfennige für das Pfund gesenkt. Der höchste Preis hatte 33¼ Pfennig betragen. Im Jahr 1909 schwankten die Notizen zwischen 31 und 37 Pfennigen. Im Jahr 1910 aber begann der Kurs mit 37¼, senkte sich bis Ende Mai auf 33¾ und kletterte bis auf 57¼ Pfennig. Die letzte Notiz war 56½. In Havre ähnelte die Preiskurve der hamburger.

Ernteschätzung und Valorisation sind einander durch feine, aber feste Fäden verbunden. Die Kaffeevalorisation war die Folge der eigenartigen Erzeugungverhältnisse im Kaffeeland. Durch die schwankenden Erträge der Ernten, die nicht vom Anbau (wie bei Zucker und Baumwolle), sondern nur von der Witterung abhängen, also durch einen Eingriff in die Kulturen (wenn man nicht einen Theil der Kaffeebäume fällt) nicht geändert werden können, sind der Spekulation besonders günstige Vorbedingungen gegeben. Und der Staat half dadurch, daß er, nach einer Riesenernte, acht Millionen Sack Kaffee unter Verschluß nahm. Das ist der Valorisationkaffee, dessen Menge damals genügt hätte, um den Kaffeepreis für lange Zeit unter Druck zu halten. Die Regirung von Sao Paulo rechnete darauf, daß nach der fetten Zeit von 1906/07 (fast 20 Millionen Sack) ein magerer Ertrag kommen werde. Doch wurden über 10 Millionen Sack geerntet; also viel mehr, als man erwartet hatte. Ungefähr eben so ging es mit den nächsten Ernten; 1908/09: 12½, 1909/10: fast 15 Millionen Sack; und ungefähr

11 Millionen sind auch diesmal in Sicht. Um den Rechenfehler zu repariren, beschloß man eine Beschränkung des Kaffeeexports (für 1909 auf 9, für 1910 auf 9½ und für die folgenden Jahre auf je 10 Millionen Sack) durch die Erhöhung des Ausfuhrzolles von 10 auf 20 Prozent für das die Kontingentziffer übersteigende Quantum und durch die Steigerung des Zuschlagzolles für alle Verschiffungen von 3 auf 5 Francs für den Sack. Die Regirung von Sao Paulo haschte nach Rettungmitteln, konnte aber die Höhe der Kaffeesäcke, auf denen sie thront, nicht wesentlich vermindern. Mit acht Millionen Sack, die an den elf wichtigsten Plätzen des Kaffeehandels (Hamburg, Havre, Antwerpen, London, Rotterdam, Bremen, Amsterdam, Triest, Marseille, New York, Sao Paulo und Santos) gelagert wurden, fing das Programm vor drei Jahren an; heute aber sind noch mindestens 6½ Millionen Sack in den Händen der Valorisatoren. Nach der Mittheilung des Präsidenten von Sao Paulo an den Kongreß (im August 1910) blieb für dieses Jahr ein Bestand von 6,81 Millionen Sack für die Valorisation. Was von diesem Versuch, den Kaffeepreis zu stützen, zu halten sei, zeigten deutlich die damit verbundenen Finanzoperationen. Das Haus Rothschild übernahm im Oktober 1907 eine Anleihe von 3 Millionen Pfund Sterling. Die zweite Anleihe war viel größer: 15 Millionen £ (Abschluß im Dezember 1908). 360 Millionen Mark sind also in ein „Geschäft“ gesteckt worden, das den Preis eines wichtigen Volksnahrungmittels erhöhen sollte.

Wenn sichs um Gold oder Kautschuk handelte, könnte man sich auf den Tadel wilder Börsenspekulation beschränken. Die gewaltsame Aenderung der Proportion von Angebot und Nachfrage wirkt aber viel weiter, wenn sie ein Lebensmittel trifft. Ungetrübt ist die Freude der brasilianischen Kaffeepflanzer über die ihnen von der Regirung gewährte Hilfe nicht. In dem brasilianischen Bundesstaat Minas Geraes wurde schon vor zwei Jahren der Versuch gemacht, durch die Gründung von Genossenschaften den Pflanzern den Absatz zu erleichtern. Wenn ein beträchtlicher Theil einer Waare nicht auf dem Markt, sondern in den Händen von Interessenten ist, wird die natürliche Regelung des Preises unmöglich. Dazu kommt, daß die Kosten der Valorisation, sammt den Zinsen für die Anleihe von 15 Millionen £ (die sich durch die Auslosungen auf 12½ verringert hat) nicht gering sind. Obwohl die Bedingungen der Anleihen vereinbart wurden, wird doch immer wieder über die Möglichkeit einer Aenderung geredet; ist auch schon gerathen worden, das Exportlimit aufzuheben. Die Kontingentirung der Ausfuhrmengen soll die Kontrole des Kaffeemarktes erleichtern; ohne diese Beschränkung bliebe das Komitee der Valorisation für absehbare Zeit auf seinen Säcken sitzen. Der Kaffeemarkt bekäme mehr Luft, der Handel mehr Bewegungfreiheit; aber die Obligationen des Staates Sao Paulo verlören eine ihrer Stützen. Vernunft wird Unsinn: was dem Handel und den Konsumenten nützen würde, müßte den brasilianischen Schuldverschreibungen schaden. Kann ein Weltmarkt, auf dem solcher Schatten liegt, als wohlbehütet gelten?

Die Macht des Valorisation-Konsortiums beruht darin, daß es von seinen Vorräthen beliebige Mengen auf dem Kaffeemarkt zum Verkauf bringen kann. Im ersten Semester 1911 sollten es 600 000 Sack sein; doch bleibt die Möglichkeit, schon früher zu verkaufen und das Quantum zu erhöhen. Neulich hieß es ja, von den Valorisatoren seien etliche Hunderttausend Sack abgegeben worden. Die Folgen solcher wahnwitzigen Spekulation beschädigen aber auch die heiligsten Güter der Nation. Der brasilianische Wechselkurs wird durch die Kaffeespekulanten getroffen. Die Goldfülle der brasilianischen Konversionkasse hat den Kurs der auf London lautenden Wechsel erhöht. Während der normale Kurs, zu dem die Kasse Papiergeld gegen Gold umtauscht, 15 Pence beträgt, hat sie jetzt die Notiz auf 16 Pence für das Milreis erhöht. Je höher der Wechselkurs, desto stärker der Zwang, spekulative Engagements zu lösen, also Vorräthe, die man zurückgehalten hat, zu verkaufen. Bei niedrigem Wechselkurs kann man die Bestände festhalten und neues Material hinzukaufen. Wer seine Kaffeesäcke behalten will, um später ein gutes Geschäft zu machen, sieht den Wechselkurs lieber unten als oben. Die Kaffeepflanzer haben deshalb den Wunsch der Regirung, die Parität des Wechselkurses zu erhöhen, niemals gefördert, obwohl solche Hebung des Geldkurses im Interesse des Landes läge. Und ohne die Zustimmung der Kaffeekönige ist in Brasilien keine Neuerung möglich. Diese Herren gebieten über die wichtigsten Handelsplätze der westlichen Halbkugel und scheffeln Millionen. Die kleinen Händler sind in übler Lage, weil sie nie wissen, was die Großspekulation morgen beschließen wird. Und wie lange kann die Hausse der Kaffeepreise noch dauern? Bis zur nächsten Riesenernte. Seit vier Jahren hats keine gegeben; und damals wurde die Valorisation geschaffen. Noch ist also nicht zu berechnen, wann der Uebermuth der Kaffeespekulanten zu Fall kommen wird. Sie können viel „machen“; denn ihre Gewalt reicht weit und in der Kunst der Instrumentirung lassen sie sich nicht einmal von Richard Strauß überbieten. Doch ihr Treiben ist noch gefährlicher als das der nordamerikanischen Großspekulanten (weil es noch unsinniger ist); und von ihren Sanirungversuchen ist ein durchgreifender Erfolg kaum zu hoffen. Schon sind sie ja zu allerlei hastigen Nothstandsmaßregeln gezwungen worden, die das Leben der allmächtig Scheinenden retten und assekuriren sollten. Wärs Uebertreibung, wenn man von einer Methode der Tollheit spräche? Die Kaffeevorräthe sind ungemein stattlich, die Ernten nicht so schlecht, wie mancher sich schlau dünkende Spekulant erwartet hatte, und der Kaffeeverbrauch nimmt (trotzdem Sachsens Volkszahl steigt) namentlich in Zeiten hoher Preishaltung nicht in einem Tempo zu, das eine rasche Minderung der Bestände verspricht. Daß sich die feschen Brasilianer um Volkswirthschaft, Volkswohlstand und ähnlichen Quark nicht kümmern, wissen wir längst. Jetzt aber siehts aus, als könne ihnen nur noch ein Wunder aus der Klemme helfen. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

*

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Hermann Meusser, Buchhandlung** in **Berlin W. 35,** über die gänzlich neubearbeitete 6. Auflage von

Meyers Grossem Konversations - Lexikon

bei, und möchten wir diesen Prospekt, welcher sehr günstige Lieferungsbedingungen enthält, der aufmerksamen Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14

Kapital: 5 Millionen Mark

hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Kuxen, Bohranteilen und Obligationen der Kali-, Kohlen-, Erz- und Oelindustrie, sowie Aktien ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Schriftsteller setzen sich im eigenen Interesse vor Drucklegung ihrer Werke mit erfolgreichem, modernem Buchverlag in Verbindung. Auskünfte kostenlos. Anfragen unter **L. E. 4166 an Rudolf Mosse, Leipzig.**

Freiluft-Schule Hohenlychen.

Für Kinder zarter Gesundh. (blutarme. nervöse), um sich körperlich und geistig unter günstigen hygien. Bedingungen zu entwickeln. 2 Stunden v. Berlin, an klimatisch bevorzugtem Platze. Streng individ. Behandl. jed. Zögl. Unterricht nach dem Plan des Realgymnasiums.

Prof. Dr. Pannwitz, Charlottenburg.



Sitzen Sie viel!

Gressners präparierte Sitzauflage aus Filz für Stühle und Schemel, D. R.-G.-M., verhütet das Durchscheuern u. Glänzendwerden d. Beinkleider. 70 000 St. im Gebrauch. Preisliste frei.

H. Gressner, Steglitz-Bln. 70 b.







Bade- und Luft-Kurort

„Zackental"

Tel. 27. **(Camphausen)** Tel. 27.
Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)

Sanatorium
Erholungsheim
Hôtel

Nach **allen** Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Wintersport!

Im **Erholungsheim** und **Hôtel** Zimmer mit Frühstück inkl. elektrische Beleuchtung und Heizung von **M. 4,— täglich** an, mit voller Pension von M. 7,— an. Im **Sanatorium** (Physik.- Diät. Heilverfahren) von M. 8,—.

Inseraten-Annahme für *„Die Zukunft"* *durch die* *Anzeigenverwaltung* ***Alfred Weiner*** *Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567* — *sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen* —

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.